

Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Januar 1921, Nr. 1

Autor(en): **Eberli, A. / Stierlin, A. / D.R.**

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **66 (1921)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wochenprogramm. Von A. Eberli, Kreuzlingen.

Motto. Alles muss ineinander greifen,
Eins durch das andre gedeihen und reifen.

Häufig wird unserer Schule der Vorwurf der Plan- und Ziellosigkeit in der Stoffauswahl gemacht. Es werde zu viel Realstoff behandelt, dann alles mögliche neben- und durcheinander, ohne inneren Zusammenhang, ohne Einstellung auf ein bestimmtes Unterrichtsziel. Dass es der Schularbeit oft an der nötigen Konzentration fehlt, darüber dürften wohl alle Einsichtigen klar sein.

Um aus der für Schüler und Lehrer gleich schädlichen Ueberlastung mit Wissensstoffen aller Gattung herauszukommen und mehr Plan und Ziel in den Sachunterricht zu bringen, ist der Versuch gemacht worden, für die einzelnen Sachgebiete möglichst lückenlose Stofffolgen aufzustellen in der Meinung, damit eine Richtschnur für das Jahrespensum zu spannen. Solche Jahrestoffprogramme für jedes Fach vorausbestimmend fürs ganze Schuljahr festzunageln, bedeutet indessen ein derart schwieriges und zeitraubendes Unternehmen, dass die allgemeine Durchführbarkeit von vorneherein ein Ding der Unmöglichkeit ist. Es fragt sich überhaupt, ob der Erfolg die aufgewendete Mühe wert sei und nicht einer besseren Sache würdig wäre? Auf Grund der Erfahrungen glaube ich behaupten zu dürfen, dass der Wert von «Lehrgängen» für spezielle, aus dem Zusammenhang des Lehrpensums herausgerissene Sachgebiete (Geographie Geschichte, Naturkunde, Geometrie) vielfach überschätzt wird. Solche Spezialvorlagen bergen die grosse Gefahr in sich, dass sie den Lehrer verleiten, unbekümmert um das grosse Ganze, auf Teilziele loszusteuern und dabei die grosse Linie im Erziehungs- und Bildungsplan aus den Augen zu verlieren, namentlich auch die Schranken zu vergessen, die dem Sachunterricht gegenüber den Gesinnungs- und Kunstfächern gezogen sein müssen. Als eine weitere gefährliche Folge erscheint dabei die Tendenz, vom Stoffe auszugehen, den Stoff an erste Stelle zu rücken, also eine ganz falsche Einstellung auf die beiden Pole, um die sich alles Unterrichten dreht; auf den Stoff einerseits und das Kind andererseits. Von diesen beiden grundlegenden Faktoren muss unbedingt das Kind der primäre sein. Die Bedürfnisse des Kindes, resp. der Klasse bilden daher den einzig richtigen und zuverlässigen Ausgangspunkt für das Ausmass des Lehrstoffes.

Was für eine interessante, vielgestaltige Lebensgemeinschaft bedeutet eine Schulklasse von dreissig Kindern! Welche Summe von Intelligenz, Gemüts- und Willenskraft steckt in dieser Schar junger Menschen, welche Fülle von Anlagen, Keimen, latenter Kräfte schlummern in einer solchen Klassengemeinschaft! Mit einem gewissen Gefühl des Schauers treten wir vor eine neue Klasse hin. Hundert Fragen drängen sich uns auf! Ist die Klasse, als Ganzes genommen, intellektuell begabt? Wie ist sie künstlerisch veranlagt? Wie moralisch? Wie gesundheitlich, körperlich? Wie viel Fleiss und Energie steckt in ihr? Hat sie viel gesundes Holz, jugendfrisches, vorwärts treibendes Leben?

Es bedeutet ein schweres Stück Arbeit, sich auf diese und andere Fragen Antwort zu verschaffen, die durchschnittlichen Fähigkeiten der Klasse zu erforschen. Jede Klasse hat ja ihr bestimmtes Gepräge, ihre besondere Stufe der Leistungsfähigkeit, ihre starken und schwachen Seiten. Es handelt sich hier natürlich nicht um feststehende, absolute Werte, sondern um relative, die dazu noch beträchtlichen Schwankungen unterworfen sind. Durch Zuzug und Abgang von guten und schlimmen Elementen, durch günstige oder ungünstige Entwicklung der einzelnen Glieder kann sich das Bild, das Klassengesicht, bedeutend verändern. Und dann ist ein solcher Klassenorganismus erst noch von allen möglichen äusseren Einflüssen abhängig. Witterungscharakter, Jahreszeiten, Feste, ernste und frohe Ereignisse, Krankheit und Not, alles dies sind Faktoren, die ihre Wellen in die Kinderherzen und damit ins Schulzimmer werfen.

Alle diese Faktoren nun müssen, bald mehr, bald weniger, bei der Stoffauswahl berücksichtigt werden, sonst geht unser Unterricht einfach am Innersten des Kindes vorbei und es wird gezwungen, ein Doppelleben zu führen. Auf dem Fundament des körperlichen, geistigen und moralischen Durchschnittes der Klasse muss sich das Lehrstoffgebäude erheben. Die Stoffauswahl wird sich vom Interesse, den Bedürfnissen und der Kraft der Klassengemeinschaft leiten lassen und so namentlich eine häufig begangene Ungerechtigkeit vermeiden, die darin besteht, das Lehrziel zu hoch zu stecken, nur auf die Begabteren zuzuschneiden und dadurch die Armen im Geiste, die heutzutage doch überall einen grossen Prozentsatz der Klassen ausmachen, zu vernachlässigen. Es liegt in der Würde und Bürde unseres Amtes als Volksschullehrer durchaus inbegriffen, dass für alle Volkskinder etwas abfallen muss vom Tische der öffentlichen Belehrung und Bildung. Darum tut uns mehr Anpassung an den geistigen Durchschnitt der Klasse not. Wie der Sänger mit dem König gehen soll nach dem Dichterwort, so der Lehrer mit dem Kinde, resp. der Klasse. Damit dürfte hinreichend begründet sein, warum es nicht angeht, Unterrichtsstoffprogramme auf lange Zeit hinaus festzulegen. Die Hauptsache ist, dass der Lehrer am Anfang des Jahres schon in grossen Zügen weiss, was er will.

Eine beinahe ideale Lösung der Stoffprogrammfrage in der Volksschule bedeutet nach meinen Erfahrungen das inhaltlich zusammengestimmte Wochenprogramm. An einem ausführlichen Beispiel möge die Art ihrer Auffassung und Durchführung dargestellt werden.

4. Klasse.

Es ist Herbst. Gerne kehren die Schüler nach den Ferien ins behaglich geheizte Schulzimmer zurück. Jetzt beginnt die fruchtbarste und ruhigste Zeit für intensive Schularbeit. Es kann nichts schaden, auch den Kindern dies ausdrücklich zum Bewusstsein zu bringen und anfangs des Winterhalbjahres einen Appell an ihren Fleiss und ihren Lerneifer zu richten. Prächtige Anknüpfungspunkte hiezu bietet die Erzählung von Heinrich Zschokke (Thurg. IV. Lesebuch S. 20): Die Rübenlampe. Diese kurze Geschichte aus der Jugendzeit eines berühmten Mannes, erzählt von einem lernbegierigen Knaben, der allen Hindernissen zum Trotz seinen Wissensdrang zu stillen suchte und den die Not so erfinderisch machte, dass er aus einer Rübe eine einfache Lampe zu verfertigen wusste. Das Vorbild dieses einfachen, strebsamen Jungen, der es aus ärmlichen Verhältnissen zum angesehenen Manne brachte, wirkt in hohem Grade erzieherisch. Wir besitzen also einen prächtigen Gesinnungsstoff. Und nun, was ist das eine Rübenlampe? Eine kurze Prüfung ergibt, dass darüber in den Kinderköpfen die dunkelsten Vorstellungen herrschen, die im Interesse eines klaren Verständnisses aufgehellt werden müssen. Wir kommen dadurch auf die Gemüße zu sprechen, die gerade in dieser Zeit entweder in den Gärten eingegraben oder eingekellert werden. Die naturkundliche Behandlung der Wurzelgemüse ist daher jetzt gegeben. Der Verlauf der Lektion beweist erst, wie nötig es ist, Ordnung und Klarheit in scheinbar bekannte und alltägliche Begriffe zu bringen. Prächtig, viel besser als es je an Bäumen geschehen kann, lassen sich die Begriffe Pfahlwurzel (Rettig, Rübe) und Faserwurzel (Lauch) ableiten. Sämtliche Gemüsesorten werden von den Kindern auf Wunsch in natura gebracht und wir besitzen nun ein geeignetes Anschauungsmaterial, das Stoff zu vielseitiger Verarbeitung liefert, vor allem sprachlich und zeichnerisch. Dankbar ist es, den Kindern zu zeigen, wie man aus einer weissen Rabe eine Lampe (Räbenlicht) schnitzt und in Betrieb setzt. Vielen ist dieses altherkömmliche, unterhaltende einfache Belustigungsobjekt noch unbekannt und manche lassen sich dazu begeistern, zu Hause selbst ein Räbenlichtlein herzustellen. Während die Knaben in der Modellierstunde die Gemüsesorten charakteristisch nachzubilden suchen, schneiden die Mädchen gern aus farbigem Klebepapier die Silhouetten der Gemüseformen aus. Sind wir im Rechnen gerade an der Einführung der Gewichts-

sorten, so liefern uns die mehr oder minder gewichtigen Wurzelknollen ein gegebenes Material zu Uebungen im Schätzen und Wägen (Notieren: 1 Lauch wiegt 50 g etc.). Bei der Behandlung und körperlichen Darstellung einer primitiven Oellampe (Rübenlampe) sind wir ganz von selbst auf die Entwicklung der Lampe, vom Span über die Kerze, zur Oellampe gekommen und sprechen in der Heimatkunde beim Strassenkapitel etwas über die Entstehung unserer Strassenbeleuchtung.

Auf diese gewiss nicht gekünstelte und gezwungene Art schliesst sich fast der gesamte Unterrichtsstoff zu einer Einheit zusammen. Es ist weniger ein Behandeln von Einzelheiten als ein Durchgestalten eines Stoffkomplexes nach den verschiedensten Richtungen, nicht etwa nur intellektuell, sondern auch künstlerisch, manuell, vor allem aber auch erzieherisch. So kommt der ganze Mensch auf seine Rechnung.

Übersichtlich nach Fächern geordnet, ergibt sich folgende Darstellung des Wochenprogramms:

1. Gesinnungsstoff: Heinrich Zschokke.
2. Lesen und Erzählen: Die Rübenlampe.
3. Sprache schriftlich: Wortbildungen zur Erz. Rübenlampe, Wiedergabe (Wie es H. Z. selbst erzählt!). Fehlerdiktat.
4. Aufsatz: Wie ich ein Räbenlicht machte.
5. Naturkunde: Die Herbst-Gemüse.
6. Rechnen: Schätzen und Wägen der verschiedenen Gemüseknollen.
7. Geschichte: Die Entstehung der Lampe.
8. Heimatkunde: Unsere Strassenbeleuchtung.
9. Skizzieren: Die Wurzel-Gemüse.
10. Zeichnen: Illustration zur Rübenlampe. Die Räbe und das Räbenlicht.
11. Handarbeit: Modellieren v. Gemüseknollen (K.). Ausschneiden mit Schere (M.). Anleitung zur Herstellung von Räbenlichtern zu Hause.

Es sei am Schlusse noch gesagt, dass sich die Wochenprogramme bei den Schülern auffallender Beliebtheit erfreuen. Es erscheint ihnen offenbar deshalb so gegeben und natürlich, eine Arbeit am Ende der Woche abzuschliessen, weil das bei den Eltern zu Hause oder im Geschäft ja auch häufig vorkommt. Im sauberen Abschluss einer Wochenarbeit haben wir einen mächtig antreibenden Impuls gewonnen zu fleissigem, zielbewussten Schaffen, einen viel edleren jedenfalls, als es die Aufstachelung des Ehrgeizes mit in weiter Ferne winkenden Zeugnisnoten bedeutet. Die Schüler gehen am Samstagmittag mit dem Bewusstsein nach Hause, in der verflossenen Woche etwas gelernt zu haben, wieder ein Schritchen vorwärts gekommen zu sein. Der Lehrer wird für die Mühe, welche das Aufsuchen und die vielseitige Durcharbeitung eines Wochenstoffes immerhin kostet, reichlich belohnt durch freudige Arbeit der Schüler und reichen Erfolg. Mit innerer Befriedigung darf er konstatieren, dass auch er mit der Klasse ein kleines Stückchen vorwärts gekommen ist auf dem Wege zur Kraft, gemäss dem Schillerwort:

Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.

Splitter und Spähne aus meiner Werkstatt.

Von A. Stierlin, Frauenfeld.

1. Wie es kam. Lehrer zu werden war der Traum meiner Bubenjähre. Aber das Schicksal höhnte mich. Drei Jahre lernte ich die Schreinererei beim kleinen Gustav. Dann sah ich mir die Welt an und häuselte und sparte die Batzen. Bis zum 26. Lenze stund ich in schwerer Arbeit Fron. Dann reichte der Sparpfennig zum Eintritt ins Seminar. Es war nicht leicht, so spät noch studieren, wiewohl ich den Gedankenkasten nie hatte staubig werden lassen. Aber es ging. Da brach der Krieg aus. Das Seminar schloss die Tore, und einer sass auf dem Pflaster, der war nicht Fisch und nicht Vogel, kein Schreiner mehr und noch kein geechter Lehrer. Wieder rang ich mit dem Schicksal.

Am Bodensee ist ein kleines Schulhaus. Dorthin verschlug mich als Vikar für den Lehrer, der Grenzwacht stand. Im Frühjahr erhielt ich dann im alten Ordenshaus am Bodan den Schlag zum Ritter vom roten Tintenfass. Ich war am Ziel meiner Bubensehnsucht! Nur ein halbes Jahr war der Dreissigjährige wandernder Scholar. Dann wurde ich sesshaft, wenn auch nicht für lange. Bald kam ich in Thurgaus Hauptstadt.

Ehre und Würde und noch grössere Bürde. Kaum war ich in F., so gab man mir zu verstehen, dass die Ehre zwar gross, aber der Gehalt klein sei. Nebenbeschäftigung war daher die Losung, ob gern oder ungern. Gern, denn es begann für mich eine neue Zeit: Ich erhielt einen Hobelkurs zugeteilt. Da erwachte in dem Lehrer der Schreiner wieder, und beide vertrugen sich sehr wohl in einer Person. Warum berichte ich so weit-schweifig und hole meine Splitter so weit her? Nicht um gross zu tun, sondern damit das Folgende verstanden werde; ich hätte sonst kein Recht eigene Pfade zu gehen.

Meine Hobelbuben machten mir bald Freude. Einen Hobelbankkurs für Lehrer hatte ich nicht mitgemacht, aber die Handarbeit lag mir von früher. In methodischer Beziehung machte ich manchen Schnitzer. Meine Anforderungen an meine Schüler waren zu hoch; ich setzte zu viel voraus. Ein lieber Freund gab mir methodisch wertvolle Winke, denn wir hatten das Lokal gemeinsam, in dem wir hobelten. Hab Dank, Sepp! Erst hielt ich mich streng an die beiden Handarbeitsführer den Zürcher und den Basler; denn sie sind gut. Da kam etwas Unerwartetes. Meine Buben machten mich stutzig. Einer kam und sagte: «Herr L.! Meine Brüder haben die Gegenstände schon alle gemacht, die Sie mit uns herstellen wollen. Die Mutter hat gesagt, wir hätten genug solche «Gfätterlisachen» zum abstauben, und wenn ich das gleiche Zeug bringe, so werfe sie das «Glump» zum Fenster hinaus.» Ein Lamm war ich nie. Aber vor dem Sturm müsse man erst die Knöpfe am Rocke zählen, hat meine Mutter oft gesagt, und ich wiederholte: Gfätterlisachen, Abstauben, Glump. — Das gab zu denken. Also praktische Gegenstände sollten her, die nicht bloss abzustauben sind. Die Lektion war derb, aber gesund. Bub, deine Mutter hat nicht weit neben das Ziel geschossen, dachte ich, und laut rief ich den Knaben zu: Nächstes Mal machen wir etwas ganz Besonderes, Neues, Selbstgesuchtes. Wie sie wieder kamen, erstellten wir einen zusammenlegbaren Schemel eigener Erfindung. Darob Hallo und Freude und Eifer wie nie zuvor. Das war ein Fingerzeig. Von da an machte ich keine Dilletantenarbeiten mehr, sondern echte, zunftgerechte Schreinerstücke, die jedermann braucht.

Einige Zeit darauf kam unser Inspektor, Hr. Bach, der Vorkämpfer für Handarbeit im Thurgau. Zu fragen hatte er nicht sehr viel, aber zu lugen. Er kam wieder und nochmals und schaute dem «Neuen», der so abseits von der Heerstrasse ging, scharf auf die Finger. Ich verübte weitere Ketzereien, doch mein Visitator hatte Freude daran und meinte: Nur vorwärts! Und wenn ich hier erzähle, wie ich Schreiner-Lehrer wurde, so ist ein Freund am Zürichsee schuld, der im Zeichnen seine eigenen Wege geht.

2. Wie wir's treiben. Und sie kamen, die werkfreudigen Buben. In hellen Haufen allemal zur Musterung bei Beginn des Schulhalbjahres. Die Kleinen werden in die «Pappi», zu den Karton- und Papierarbeiten abkommandiert, die Viert- und Fünftklässler zigeunern, d. h. sie machen in Naturholz. Die Grossen aber, und als solche fühlten sich schon die Schüler des zweiten Halbjahres der fünften Klasse, die melden sich samt und sonders für die «Höbli» an. Alles will hobeln. Und ein Teil will noch schnitzen; aber nur, wer heute ein Hobelstück sauber fertig bringt, darf es nächstens mit Flach- und Tiefschnitzerei zieren.

«Nehmen Sie doch meinen Max noch in Ihren Hobelkurs. Ich bin Witwe, weiss ihn nicht zu beschäftigen in seiner Freizeit und wäre Ihnen dankbar; denn ich merke, er wird dabei auch erzogen.» so schrieb mir einst eine Mutter. Es war noch ein Platz frei. Max kam. Wir kannten uns schon. «Was willst du machen, Max?» — «Meinem Vater ein Kreuz auf's Grab.» Und er fertigte ein einfaches, eichenes Symbol, schlicht und würdig auf das Grab seines Vaters. Und gegenwärtig schafft er an einem zweiten für seine tote Mutter. Wir haben uns verstanden, der Max und sein Lehrer, denn das Kreuz auf meiner Mutter Grab ist sein Modell. Pietät in der Schreinerwerkstatt. Am schönsten ist's, eigene Schüler im Handfertigkeitskurs zu haben. Die kennt man und doch nur einseitig. Es gibt Schmerzenskinder in der Schule. Ein solches war Hans R.: Langsam im Denken, schwach in der Orthographie. Als er sich für's Hobeln meldete, hätte ich ihn am liebsten abgewiesen. Doch er kam und machte mir Freude. Ein prima Handarbeiter war er, praktisch, anstellig, dazu bescheiden, lieb und dankbar. Von da an hab ich ihn anders gewertet, als werdenden Mann, der seinen Weg machen wird. O, dass wir Lehrer die Gnade hätten, jedem Kinde «s geschlacht

Seite» abzulauschen, wie jener Schwabe sagte, als ihn der Pfarrer fragte, warum er seine Prügel so oft drehe, ehe er sie spalte. Gespreizt und zimperlich kommt manch Muttersöhnchen in die Werkstatt. An der gleichen Hobelbank werkt ruhig und sicher ein Arbeiterbub und nötigt durch seine Hilfeleistung dem andern Achtung ab. Lösung des sozialen Problems, sagten die Grossen.

Noch sehe ich Onkel Zimmermann dort im Weinländerdorf, wie seine Augen aufblitzten, wenn er uns, seine Zwillinge und mich, pächelnd in der Boutik sah. Seine Worte waren nicht gerade gewählt, wenn er vom Geschirrverteufeln sprach, während wir uns mit der angefangenen Armbrust blühteten. Aber die Werkstatt zog uns immer wieder an. Seine vier Rangen sind als Schreiner, Wagner, Maurer und Gärtner wohlbestallte Handwerker geworden. Ohne Anmassung, der Lehrer der Handarbeit kennt die Jungen besser, als der amtliche Berater. Wir sehen nicht alles, aber vieles, und Onkel Z. sah's auch.

In der Werkstatt wird nicht nur gehobelt und gehobelt. Wir ziehen den Kittel aus, machen die Fenster auf, pumpen Luft in den Brustkasten, die Buben singen, wenn es sie freut. Und Freude haben sie am Schaffen, Nageln, Bohren. Geht etwas in die Brüche, nun, so ist der Jungknab gestraft genug, indem er seinen Vorsprung verliert. Ruhigen Wetteifer grüsse ich als gutes Zeichen. Mit Worten kommt in der Werkstatt keiner vorwärts. Treten da zwei junge Kantonsschüler bei uns ein. Es war ihnen zu wenig bequem, und sie gingen wieder; unsere Werkstatt ist ja keine Zwangsarbeitsanstalt. Doch was ist das? «Herr St., mein Putzhobel hat eine Lücke im Eisen!» — «So, und das ganz von ungefähr?» — «Nein, ich habe — der Bankhaken stand zu hoch.» — «Der wurde auf einmal so hochmütig?» — «Nein, ich bin selbst schuld, ich habe ins Eisen gehobelt.» — «Jetzt siehst du die Folgen der Unachtsamkeit. Geh zum Schlosser, lass die Lücke nachschmirgeln und zahle den Batzen dafür!» Sie freuen mich, die Buben, die noch fähig sind, zu einem Fehler zu stehen. Meine Holzkünstler lernen mit der Zeit, ihr Werkzeug respektieren und achten wie einen Freund und Helfer; denn sie erfahren ja selber, wie sehr Freude oder Aerger vom guten Stand desselben abhängt. Was der Pfuscher im Heft hat, das tut ihm nicht weh. In der Werkstatt aber bringt Pfuschen eigenen Schaden. Angesichts seines Werkes gelobt sich der Flüchtige Besserung er wird ein anderes Männchen, sein Tun und Lassen ändert sich: Charakterbildung beim Sägen.

3. Was wir treiben. In einem Dorf am Ottenberg fuhr in den Oktobertagen ein Fuhrwerklein mit Hausrat hochgeladen der Lehrerwohnung zu. Sofort knüpften sich allerlei Reden daran. Es war nicht, was die Leute meinten; es waren Hausratstücke, die in einem Hobelkurs entstanden waren. Ihrer fünfzehn waren zusammengelassen, erst acht Samstag, dann noch zehn Tage nacheinander im Herbst. Und wie haben sie gearbeitet, von morgens 7 Uhr bis abends 6 mit Säge, Hobel, Hammer! Dabei gab's manchen Spass, vielleicht etwas zu wenig Sang. Und was trieben wir? Erst wurde die Hobelbank erklärt; denn singende und spannende Bankspindeln sind unerträglich. Dann kam die Säge dran. Und im Nu erstand ein einfacher Lattenrost aus Kistenholz: Raupholzarbeit. Nägel einschlagen, Vernieten nach Zunftgebrauch, Fausten und Sägen lernten da manche unter Schwitzen. An der Flaschenkiste ging's schon besser. Ein Nagelkästchen war Zwischenarbeit der Schnellläufer. Dann folgte ein Starenkasten (schräg sägen), und als letzte Arbeit in Raupholz eine Dörrhürde, oder zwei aufeinander. Also sechs Tage Sägearbeit mit Spannen der Sägeschnüre, Feilen der Säge, Herstellen eines Feilenklobens. Der Weg ist vielleicht eine Ketzerei; wir bleiben ihm treu.

Das erste Hobelstück war ein einfach Brettchen, ein Handtuchhalter, bearbeitet nach allen Regeln der Schreinerei. Lebungsstücke gab's nicht. Es folgten: eine Stosslade (schon etwas Präzisionsarbeit), ein Fleischteller aus Ahorn, Schemel eigener Erfindung, Tabouret, Krankentischen, Bockleiter, Briefbeschwerer, Speisekästchen. Das war der Hausrat. Für 30 Fr. Holz hatte jeder Teilnehmer verarbeitet; ein Schreiner wertete die fertigen Sachen auf 160 Fr. Doch nicht hierin liegt der Nutzen, sondern im formalen Wert: Erlernen der verschiedenen Tätigkeiten, Kenntnis der Holzstruktur (Austausflicken, Harzgallen ausbrennen), vor allem genaues Arbeiten. Jeder Gegenstand wurde gezeichnet, gross und deutlich, nach Grund-, Aufriss und Parallelperspektive. Eine Holz-

liste wurde für jeden Gegenstand aufgestellt. Kostenberechnungen wären das Nächstnötige gewesen. Ein weiterer Wert des Kurses lag in der Berührung mit dem Handwerk. Gemeinsame Arbeit war überdies gemeinsame Freude. Und etwas von ihrem Eifer und ihrer Schaffenslust werden die Teilnehmer in ihre Gemeinden weiter tragen, und wenn ihre eigenen Kurse die Jungen in gleicher Freude begeistern zu gemeinsamer Arbeit, zur Förderung eigener Tätigkeit, zu gegenseitiger Hilfeleistung und Rücksichtnahme, dann hat der Hobelkurs zu Weinfeldern seine Frucht getragen, und der Leser entschuldigt, dass ich einige Splitter und Spähne aus meiner Werkstatt hier zusammengefügt habe. Sie wollen ein kleiner Beitrag werden zur Förderung der Handarbeit im Dienste der Erziehung zur Selbsttätigkeit.

(Etwas verkürzt. D. R.)

Schulwanderung.

Kürzlich ging die Meldung durch die pädagogische Presse, dass der Lehrplan von Berlin regelmässige Schultage mit Wanderung, Arbeit im Freien oder Besuch einer Werkstatt, mit einem Wort gemeinsames Erlebnis, verlange. Für grosse Städte haben die Schulwanderungen ihre Schwierigkeiten. Oft sagen die Leute, die einer Klasse begegnen: «Die Lehrer sind immer auf der Wanderung. Bequem! . . .» Sie ahnen nicht, welche Sorge jeder Ausmarsch mitbringt, bis wieder alle die kleineren oder grösseren Schüler zu Hause sind. Und soll eine Wanderung nützlich und wertvoll, ein Gewinn, eine Förderung der Schüler sein, so muss sie gut vorbereitet werden. Bis die Arbeitsgemeinschaft im Freien mit Gartenbau oder Baum- und Beerenzucht usw. allgemein möglich ist und eingerichtet sein wird, müssen wir uns mit der Schulwanderung begnügen und aus dieser so viel als möglich herausbringen. J. Keller's hübsches Buch über Schulwanderungen (Leipzig, B. G. Teubner) bietet reichlich Anregung und Anleitung. Am besten ist's aber, wenn der Lehrer (Lehrerin) sein eigenes Wanderbuch für die nächste Umgebung erstellt. Ein solches Buch, von einer Lehrerin sorgfältig ausgeführt, mit Skizzen, Klebarbeiten, eingefügten Zeichnungen reichlich ausgestattet, grad so einfach und natürlich angelegt, dass Kinder zur eigenen Gestaltung gereizt werden, spielt uns der Zufall in die Hand. Was es enthält, sind die Beobachtungen, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres zu machen sind. Was hier nur mit einem oder zwei Worten angedeutet werden kann, ist sorgfältig ausgeführt und mit der Deutung durch Zeichnung und Arbeit versehen. Also:

3. Februar. Nach W. Wintertag nach Kalender, aber warmer Frühlingstag: Milde Luft, schon ein Schneeglöckchen. Am Bach Spuren des Winters: leichte Eiskruste gefrorene Strasse im Schatten, dürre Blätter. Reif am Schattenhang, plätscherndes Bächlein halb unter Eis. Am Waldrand kleine Bäumchen in Reihen, Baumschule; grosse Knospen, aha Kastanienbäumchen. Am sonnigen Rand Haselstauden, die ersten Kätzchen, Blütenstaub, andere Blüte mit Federkrönchen. Dort das erste Schlüsselblümchen. In der Ebene Saatfelder; Aussehen. Bei dem Bauernhaus ein Pumpbrunnen. Wie eingerichtet? Erklärt, in der Schule im Bild und mit Röhre usw. herzustellen. Lauernde Katze. Maus an die Sonne. Neuer Gesprächsstoff. Feinde der Maus. — Es will Abend werden. Heimkehr. Die Wanderung bietet für Tage Stoff zur Aussprache zu Arbeiten: Zeichnen, Kleben, Modellen. Daraus erwachsen neue Pläne. Die nächste Wanderung wird reicher. Für jeden Monat ist wenigstens eine Wanderung skizziert. Das Heft der Lehrerin führt die Ausbeute an. «Und ich hab's gemacht,» sagt der Lehrer. Um so besser. Wie die Wanderung und Arbeit im Freien für die Gemütsbildung der Kleinen auszuwerten sind, das zeigt u. a. J. Springer in dem Buch: Aus der Praxis des Elementarunterrichts (Leipzig, 1920. E. Wunderlich. 2. Aufl., 12 M.).

— «So, von heut ab müsst ihr keine Gedichte mehr lernen, jetzt dürft ihr das tun. Wer ein Gedicht, ganz gleich, wo ihr es findet, gelernt hat, der kann dies zu Beginn des Unterrichts melden, und dann darf er es vor der Klasse vortragen,» sprach der Lehrer zu N. zu seinen Schülern. Bald wagten sich immer einige, dann immer mehr zum Vortrag, und er hatte seine Freude, wie die Kinder zu Hause Bücher durchstöberten, um schöne Gedichte zu finden. Das Verzeichnis des Gelernten bot Interesse und mancher Vortrag wurde zum Erlebnis.

(s. Bad. Lehrertg.)

Eine vergnügte Lesestunde.

In unserem Schulbuch steht folgendes hübsche Gedicht:

Guten Morgen!

Nun reibet euch die Aeuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
Die Lerche singt schon in der Luft;
Die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
Auf seinem Posten kräht der Hahn;
Die Tauben flattern aus dem Schlag
Und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen!

Was nur die Hände rühren kann,
Das schickt sich jetzt zur Arbeit an.
Die Nachbarsleut in Stadt und Land,
Sie drücken sich zum Gruss die Hand.
Guten Morgen!

Löwenstein.

Wir lasen dieses Gedicht in der Schule im Januar. Es war ein denkbar trüber, stürmischer Morgen. Bis nach 9 Uhr mussten wir das elektrische Licht brennen lassen. «Passen diese Verse für heute?» fragte unser Lehrer. «Nein,» lachte die ganze Klasse im Chor. Auch die Ungeschicktesten merkten, dass heute alles ganz anders sei. «Da müssen wir die Sache ändern. Doch ein Gedichtlein soll es womöglich bleiben. Wir versuchen, ob wir nicht miteinander ein paar Strophen fertig bringen über den heutigen trüben Morgen. — Karl, hat dich heute die Mutter aus dem Schlafe wecken müssen?» — «Nein, ich war schon lange wach wegen dem Sturm.» — Lehrer: «Also könnten wir etwa anfangen: Schon lange . . .» — Schüler: «Schon lange sind meine Aeuglein wach.» — L.: «Die Schwalben werdet ihr schwerlich zwitschern gehört haben.» — Sch.: «Nein, die sind ja jetzt in Afrika.» — L.: «Was habt ihr dafür vernommen?» — Sch.: «Der Wind heulte. — Die Bäume rauschten. — Ein Fensterladen wurde zugeschmettert. — Die Fenster zitterten. — Ein Ziegel flog auf den Vorplatz hinunter.»

Wir brachten nach und nach mit Hilfe des Lehrers zusammen:

Schon lang sind meine Aeuglein wach.
Der Sturmwind rüttelt arg am Dach.
Es pfeift und tost; es stöhnt und ächzt.
Ein Fenster klirrt. Der Rabe krächzt. Trüber Morgen!

Ist das nicht schön? Dann ging's weiter: L.: «Wie stand es mit der Tageshelle?» — Sch.: «Ich fand kaum meine Hosen. — Wir mussten zum Waschen und Ankleiden noch die Lampe anzünden. — Alle Morgen muss ich die Katze zum Haus hinauslassen; aber sie wollte nicht gerne in den Regen hinaus.» — L.: «Gut, das gibt am Ende wieder eine Strophe.» — Nach vielem Drehen und Drehseln und Reimwörtersuchen lautete sie:

Ich zünde unsre Lampe an,
Dass ich die Hosen finden kann. (Die Mädchen sagten:
das Rücklein.)
Die Katze will nicht aus dem Haus.
Es peitscht der Regen, 's ist ein Graus. Trüber Morgen!

L.: «Und ihr, habt ihr auch gejammert wie das Kätzlein als ihr euch im Regen auf den Schulweg machen musstet?» — Sch.: «Nein, ich habe einen Schirm. — Einer Frau hat der Wind den Schirm umgekehrt. — Ich habe die Pelerine genommen und die Kapuze über den Kopf gezogen. So dünkt es mich ganz lustig, wenn es auch regnet und windet.»

Das sagten wir nun so: — — Aber nein, ich will unser ganzes Gedicht hersetzen:

Trüber Morgen.

Schon lang sind meine Aeuglein wach.
Der Sturmwind rüttelt arg am Dach.
Es pfeift und tost, es stöhnt und ächzt,
Ein Fenster klirrt. Der Rabe krächzt.
Trüber Morgen!

Ich zünde unsre Lampe an,
Dass ich die Hosen finden kann.
Die Katze will nicht aus dem Haus.
Es peitscht der Regen, 's ist ein Graus.
Trüber Morgen!

Zu jammern wär' mir viel zu dumm.
Ich werfe meinen Mantel um,
Und unter der Kaputz' hervor
Ruf jedem lustig ich ins Ohr:
Guten Morgen!

Rasch ging unsere Stunde dahin. Das Gedicht vom Löwenstein aber lasen wir im Frühling freudig noch einmal.

W. R.

Märchen.

Märchen sass im Walde in einer Grotte und träumte. Es hatte ein liebes, holdes Gesichtlein und lächelte leise im Schlaf. Da sass es geschützt und geborgen, und niemand störte es, denn der Wald war gross und tief. Und seine Träume waren schöne, weisse Gestalten in langen wallenden Gewändern. Im Haar und in den Händen trugen sie Rosen, die herrlich dufteten. Sie glitten leise und wunderhold singend durch den schweigenden Wald, bis sie auf eine stille Wiese kamen. Dort hoben sie sich in die Luft und schwebten unsichtbar hinunter zu den Menschen.

Als es nun Abend geworden war, und die Dämmerung leise alles zudeckte, sass die Mutter in der heimeligen Stube in einem molligen Eckchen und die Kinder um sie herum, eins ans andere geschmiegt. Sie hörten mit grossen, glücklichen Augen zu, was Mutter erzählte . . . Mutter aber sah schöne weisse Gestalten in langen wallenden Gewändern, mit herrlich duftenden Rosen im Haar und in den Händen, um ihre Kinder schweben. Sie lächelten ihr holdselig zu, neigten und wiegten sich in lieblichem Tanz.

Draussen aber war es Winter, und grosse, weiche Schneeflocken sanken schlafend vom dunkeln Himmel herab, langsam, unaufhörlich . . . Es war ein friedliches, weisses Schweigen ringsum draussen.

Drinne in der Stube hatte die Mutter aufgehört zu erzählen, und es war nun still, ganz stille.

Durch die Luft zog langsam ein scheidender Duft von Rosen, zart und fein wie ein Traum.

Die Kinder waren versunken in dem was sie gehört; ihre kleinen Seelen waren ganz erfüllt von all dem Schönen, und mit leuchtenden Augen träumten sie in die Dämmerung hinein.

Und die Mutter, mit weitem, heiligem Herzen, lauschte dem neuen Klang in der Seele ihrer Kinder und wachte über sie und war glücklich, denn es war ihr vergönnt gewesen, Schönheit zu spenden.

L. P.

Das Klassenbilderbuch. In dem anregenden Buch «Aus der Praxis des modernen Elementarunterrichtes, Beispiele aus dem freien Arbeitsunterricht der Unterstufe» tritt der Leipziger Lehrer Joh. Springer, der eine Versuchsklasse mit Gesamtunterricht führt, warm dafür ein, dass künstlerisch ausgestattete Bilderbücher mindestens in so grosser Anzahl in den Elementarklassen vorhanden sind, dass zwei Kinder zusammen eins betrachten können. «Warum sollen die Kleinen nicht auch ihre Klassenbücherei haben! Er macht mit Recht darauf aufmerksam, dass nicht alle Kinder das grosse Bild an der Wand gleich sehen (Entfernung, Gesichtswinkel, Störung durch voransitzende Kinder). Das Bilderbuch ist zu betrachten wie zu Hause; es soll Freude machen. Darum gibt Springer das Buch zur Betrachtung eines Bildes erst am Schluss eines Unterrichtsganges, das durch den Künstler im Bild idealisiert wiedergegeben wird. «Dann lasse ich das Bild aber auch den Kindern das sein, was es für sie ist; sie sollen sich an ihm freuen, wie sich der Erwachsene beim Anblick des Kunstwerkes erhoben fühlt.» Ein «Bilderbuch für kleine Schulkinder. Aus der grossen Stadt» von W. Stumpf hat der Leipziger Lehrerverein herausgegeben (Leipzig, D. Klinkhardt). Es kostete früher 0,80 M., heute ein Vielfaches davon.